

Der gestische Sprachursprung – Szenarien um 1800

VON RENATE FISCHER

Im letzten Jahrzehnt hat sich die Beschäftigung mit dem Ursprung von Sprache stark erhöht, es ist wieder einmal ‚in‘, Szenarien für die phylogenetische Sprachentwicklung zu entwerfen. Eine erste Hoch-Zeit lag in der Aufklärung um 1800. Eine zentrale Rolle spielte dabei die Annahme, der Ursprung von Sprache müsse gestisch gewesen sein.

Einleitung

Vermutungen darüber, wie die menschliche Sprache entstanden sein könnte, sind Jahrtausende alt. Die Methoden und die vorgebrachten Entwürfe, „Szenarien“ genannt, unterscheiden sich über die Jahrhunderte ebenso, wie Gemeinsamkeiten zu sehen sind. Die Bibel nennt den menschlichen Hochmut beim Turmbau zu Babel als Grund für die sogenannte babylonische Sprachverwirrung (vgl. Gen 11, 1–9). Die vielen Sprachen auf der Welt und ihre gegenseitige Nichtverstehbarkeit erscheinen hier als von Gott verhängte Strafe. Eine Studie aus der aktuellen Hoch-Zeit der Ursprungsszenarien thematisiert als Grund für die Sprachenvielfalt das Erfordernis, Gruppenmitgliedern vertrauen zu können; Unterschiede zwischen Sprachen dienen folglich dazu, Gruppenexterne aus der eigenen Sprachgemeinschaft auszuschließen (vgl. Richerson & Boyd 2010).¹

Wie aber entstand ‚die‘ Sprache? Die meisten Szenarien beschäftigen sich mit dem Ursprung der Lautsprachen, verstanden als ‚die‘ menschliche Sprache. Armstrong und Wilcox (2003) tragen demgegenüber Argumente dafür zusammen, dass die Sprachursprungsdebatte aus der heutigen Gebärdensprachforschung Ge-

winn ziehen könne. Grundlage dafür ist die Annahme eines gestischen, nicht lautlichen Sprachursprungs.

Die These eines gestischen Sprachursprungs ist nicht neu. Lebhaft vertreten wurde sie z. B. im Zeitalter der Aufklärung, und auch heute finden sich Szenarien eines gestischen Sprachursprungs unter Zuhilfenahme bspw. der Neurowissenschaften (vgl. Arbib 2005).

Gehörlose VerfasserInnen haben sich in den vergangenen drei Jahrhunderten kaum zum Sprachursprung geäußert. Um so mehr sticht das Erstlingswerk eines deutschen Gehörlosen heraus, die „[f]reimüthige[n] Bemerkungen“ Kruses von 1827, mit denen er „sucht darzuthun, daß Menschen, sich selbst überlassen, eher auf Geberdensprache als auf die Wortsprache kommen würden“ (Kruse 1827, Cover). Dies und nichts anderes mag man erwarten – und dann wohl verwundert sein über den von Kruse angekündigten „Beweis, daß die Sprache nicht menschlichen Ursprungs sey“ (Kruse 1827, Titel).²

Der gestische Ursprung von Sprache als Menschenwerk

Die bei Kruse (1827) vorfindbare Problemkonstellation ist eine, die schon die Auseinandersetzungen um Sprache und Denken im 18. Jahrhundert insbesondere in Frankreich bestimmt hat. Welche Fähigkeiten sind angeboren (von Gott geschaffen), welche

sind Werk des Menschen, und wie haben sie sich entwickelt? Eines der Werke, das zeitgenössische Fragen genial bündelte (oder durcheinanderwirbelte), war Diderots „Brief über die Taubstummen“ von 1751, in dem der Sprachursprung, speziell der Ursprung der Inversion, mit dem ‚Taubstummen‘, dem Erhabenen, der Geste und den Schönen Künsten „zum Gebrauch derer, die hören und sprechen“ (Titel)³, verbunden wurde (vgl. Fischer 1990). Es blieb jedoch dem Philosophen Condillac vorbehalten, in seinen Schriften den gestischen Sprachursprung zu begründen, ihn in seine damals revolutionäre sensualistische Theorie der gemeinsamen Entwicklung von Sprache und Denken zu integrieren und ihn, als zweistufige Ausprägung der „Aktionsprache“, mit den in de l’Epées Schule verwendeten Gebärdensprachen zu verknüpfen (vgl. Fischer 1993, 508 ff.).

Als die zwei Grundprinzipien, die die Entwicklung von Sprache und Denken ermöglichen, nennt Condillac Analogie und Analyse (vgl. Condillac 1775/1947, 429 ff.): Die ersten sprachlichen Zeichen hätten eine Art Abbildbeziehung zu den mit den Sinnen wahrgenommenen Gegenständen. Auch bei der Weiterentwicklung spiele die Zeichenbildung durch Analogie eine große Rolle. Das zweite Prinzip ist das der Analyse. Condillac sieht einen Fortschritt darin, in sprachliche Zeichen gefasste Begriffe und die mit ihnen festgehaltenen Sinnesempfindungen immer wei-

¹ Den LeserInnen des *Zeichens* dürfte dieser Aspekt nicht unbekannt sein, gibt es doch in den Gebärdensprachgemeinschaften nicht nur Begeisterung darüber, dass Gebärdensprachen einem immer größeren Personenkreis zugänglich werden.

² Es gibt bisher wenig Sekundärforschung zu Kruse; zu seiner Auffassung von Gebärdensprache im Rahmen des ‚Taubstummenunterrichts‘ vgl. Konzelmann (2009).

³ Im vorliegenden Text wurden die französischen Originalzitate durch die Verfasserin ins Deutsche übersetzt.

Freimüthige Bemerkungen
über den
Ursprung der Sprache,
oder:
Beweis, daß die Sprache nicht menschlichen
Ursprungs sey.

Entworfen
von
D. F. K r u s e,
privatirendem Taubstummenlehrer.

Was oft kein Verstand der Verständigen sieht,
Erforscht in Einfalt ein kindlich Gemüth.
Schiller.

Altona,
bei J. F. Hammerich.
1827.

ter zu zerlegen, dadurch immer mehr inhaltliche Aspekte zu differenzieren und Sprachzeichen zu erschaffen.

In Condillacs Theorie ist die Aktionssprache die erste Sprachform, die sich Tiere, Menschen eingeschlossen, erschaffen. Es ist jedoch nicht einfach, diesen „langage d’action“ in Condillacs System zu beschreiben, denn er stellt ihn zweimal in unterschiedlicher Form dar.

In einem frühen Werk (dem „Essai“ von 1746) schreibt Condillac, die Aktionssprache sei eine Sprache, die am Anfang der geringen Intelligenz ihrer Benutzer entspreche. Relativ knapp notiert er, sie bestehe wohl „aus Verrenkungen und heftigen Bewegungen“, zuzüglich den „Schreien im Affekt“, also einem stimmlichen Element (Condillac 1746/1947, 61). Allerdings mache das stimmliche Element allmählich eine größere Entwicklung durch, und nach einer Phase der Koexistenz überwiege „der Gebrauch der artikulierten Laute“ (Condillac 1746/1947, 62 f.). Nur Letztere werden dann als Sprache weiterentwickelt und haben fast allein Anteil an der weiteren Entwicklung der Intelligenz. Entsprechend werden Gehörlose als sprachlos, als unfähig zum Erlangen der Vernunft angesehen und als den ersten Menschen ähnlich aufgefasst (vgl. Condillac 1746/1947, 43 ff.).

In einem späteren Werk (der „Grammaire“ von 1775) begrenzt Condillac die Aktionssprache nicht mehr auf die frühesten Phasen des Denkens und Sprechens. Interessanterweise ist dies auch die Arbeit, in der er begeistert von seinem Besuch in de l’Epées Schule und von den methodischen Gebärden berichtet. Er gibt zunächst eine sehr ausführliche Darstellung dessen, was seines Erachtens

◀
Titelblatt der
Freimüthige[n]
Bemerkungen
über den Ur-
sprung der Spra-
che von Otto
Friedrich Kruse

DZ 87 11

13

►
Roch-Ambroise-
Cucurron Sicard
(1742–1822)

14

DZ 87 11

der „langage d'action“ alles umfasse (Condillac 1775/1947, 428): Grundlage seien die Gebärden, verstanden als Bewegungen der Arme, des Kopfes und des ganzen Körpers; sie seien in der Lage, „alle Empfindungen der Seele“ auszudrücken. Aber die „Eleganz dieser Sprache“ liege in den Bewegungen des Gesichtes und besonders im Augenausdruck: Diese beendeten mit feinen Nuancierungen das „Gemälde“, das die Gesten begonnen haben. Als drittes gibt Condillac ein stimmliches Element an („Schreie“), das aber die geringste Leistungskraft habe; es diene vorwiegend zur Erregung von Aufmerksamkeit.

Wichtig ist nun, dass Condillac hier zwei Arten von Aktionssprache unterscheidet (vgl. Condillac 1775/1947, 429): Eine erste, „natürlich“ genannte, sei direkter Ausdruck der noch wenig entwickelten Denkfähigkeiten und ihre Zeichen seien den bezeichneten Gegenständen „analog“. Allerdings gebe es diese frühe Aktionssprache nur kurze Zeit, denn schon bald beginnen die Menschen, durch Analogie und Analyse weitere Zeichen zu entwickeln und Dinge zu differenzieren. Diese zweite Art von Aktionssprache sei nun nicht mehr „natürlich“, sondern wie die Lautsprache „künstlich“ (d. h. bearbeitet), und als solche könne sie „ausreichend erweitert werden, um alle Vorstellungen des menschlichen Geistes wiederzugeben“. An dieser Stelle fügt Condillac die Anmerkung über de l'Épée und dessen methodische Gebärden ein. Er betont, die Gehörlosen, die so unterrichtet würden, erhielten „genaue und klarere Vorstellungen“ von de l'Épée „als jene, die man gemeinhin mit Hilfe des Gehörs erwirbt“ (Condillac 1775/1947, 429f., Anm. 1). Denn das Hauptmittel, das de l'Épée einset-

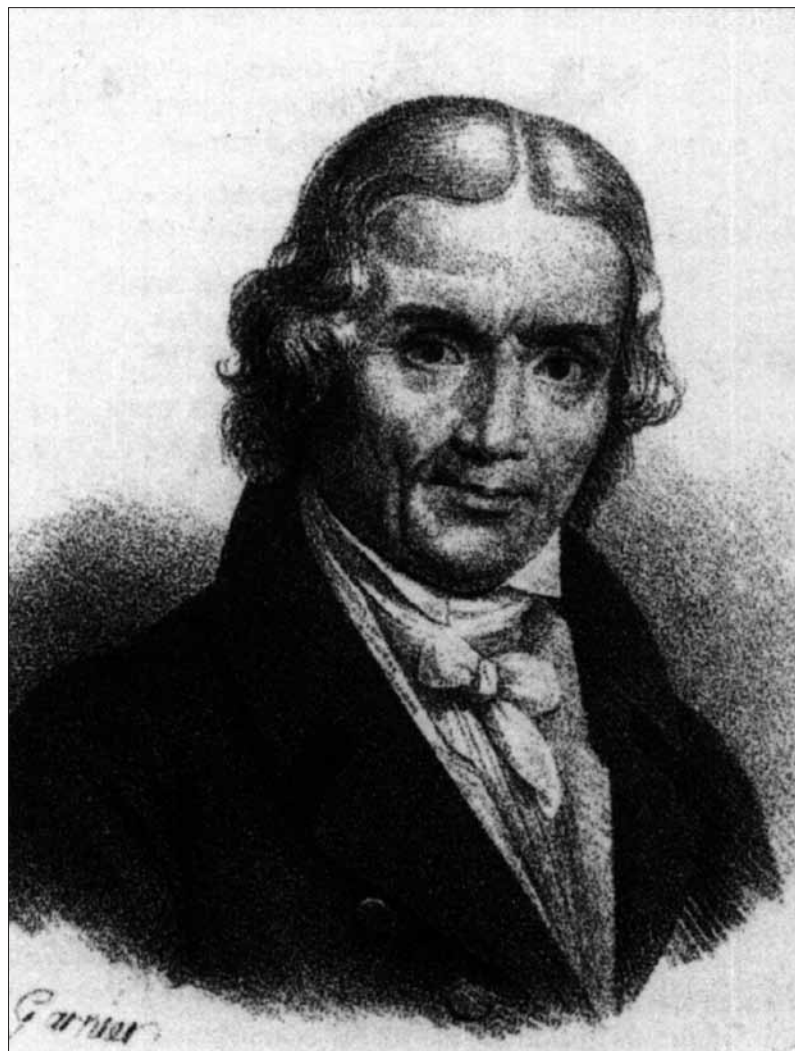


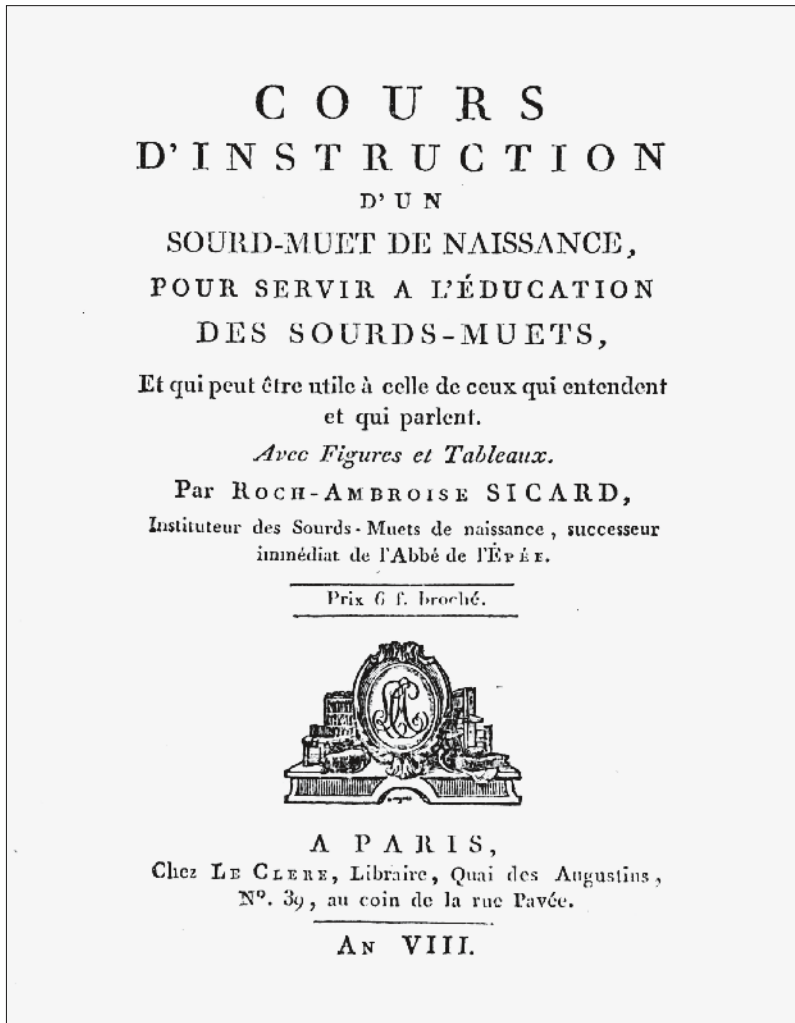
Foto aus: R. Fischer & T. Vollhaber (Hg.): *Collage*. Hamburg: Signum 1996, 301

ze, sei eben die Analyse (d. h. in Gebärden manifestierte Analyse), und die biete die gängige Lautsprache weit weniger deutlich.

Diese innovative Auffassung, die Condillac 1775 über die Unabhängigkeit der Sprachleistung von der Sprachmodalität äußert (und mit der er seine frühere Auffassung entscheidend modifiziert), wird nun allerdings nicht zu einem tragenden Pfeiler seiner weiteren Argumentation. Im Gegenteil, er versucht nicht einmal, den

durch die Leistungsfähigkeit der Aktionssprache unerklärlichen Wechsel der Menschen hin zur Lautsprache zu begründen. Das Thema „Aktionssprache“ versandet einfach.

Im Zuge der heutigen Sprachursprungsdiskussion sind Condillacs Vorstellungen eines gestischen Sprachursprungs durch LeBaron und Streeck (2000) aufgegriffen worden, die an Gestenproduktionen hörender InteraktantInnen verschiedene Stadien gestischer Symbolentwick-



lung beschreiben. Auch die symbolisierende Verkörperung der durch die Sinnesleistungen geprägten Erfahrungen ist aufschlussreich, betonen die Verfasser doch, dass es sich wesentlich um taktile Erfahrungsqualitäten handelt, die für die visuelle Wahrnehmung in der Interaktion (gestisch) verschlüsselt werden.⁴

Der gestische Sprachursprung und die ‚Taubstummensprache‘

Condillac's sensualistische Theorie der Entwicklung von Sprache und Denken, mit ihrem Kern des gestischen Sprachursprungs, wird durch Sicard, den Nachfolger de l'Épée, für seine Methode der ‚Taubstummensprache‘ verwendet. Sein *Cours*

d'instruction z. B. gilt als einflussreiches Handbuch der frühen ‚Taubstummensprache‘.⁵

Sicard geht davon aus, dass sich die hypothetische Entwicklungsperspektive Condillac's auf die Lernschritte eines ungebildeten (d. h. unbeschulter) Gehörlosen übertragen lasse und dieser damit vom ‚Wilden‘ zum zivilisierten Mitglied der aufgeklärten menschlichen Gesellschaft werde. Denn der ungebildete Gehörlose sei wie der erste Mensch, sodass mit dem Gehörlosenunterricht die Menschheitsentwicklung nachvollzogen werde. Es geht Sicard also darum, „aus [Taubstumm] Menschen zu machen“ (Sicard 1808, Bd. I, 16).

In dieser Sicht ist der Gehörlose „der Waldmensch“ mit „rein animalische[n] Gewohnheiten“ (Sicard 1799–1800, 4f.). Dieses Wesen wird durch Unterricht lernen, „Mensch zu werden“ (ebd., 12) – eine Art metaphysisches Experiment (vgl. Sicard 1799–1800, x) getreu der sensualistischen Auffassung, dass vor der durch Sprachentwicklung geförderten Denkentwicklung (fast) keine Ideen vorliegen können, die Welt nicht begriffen werde.

Was den Gehörlosen anfangs von seinen Mitmenschen trennt, ist für Sicard keine grundsätzliche Differenz, sondern bei gleicher körperlicher Beschaffenheit eine Folge seiner Gehörlosigkeit: Er kann nicht hören, daher keine Lautsprache erwerben, daher nicht kommunizieren, daher nicht lernen, Wahrnehmungen mit Zeichen zu fixieren sowie sukzessiv Denken und Sprache auszubauen. Somit ist für Sicard die noch im 18. Jahrhundert so erregende Frage, ob Gehörlose überhaupt bildbar seien, eine zweifelsfrei positiv zu beantwortende.

◀
Titelblatt
des Cours
d'instruction d'un
sourd-muet de
naissance von
R.-A.-C. Sicard

DZ 87 11 15

⁴Zur Weiterentwicklung solcher bildgebenden Verfahren in heutigen Gebärdensprachen s. bspw. den Einsatz von Mundgestik in DGS (vgl. Fischer & Kollien 2009).

⁵Eine ausführlichere Darstellung zu Sicard findet sich in Fischer 1993.

►
 Öffentliche
 Übungen am Na-
 tionalen Taub-
 stummeninstitut
 in Paris zu Beginn
 des 19. Jahrhun-
 derts

16

DZ 87 11



Foto aus: R. Fischer & H. Lane (Hg.): *Blick zurück*. Hamburg: Signum 1993, 439

Wenn die Ontogenese von Sprache und Denken im Fall des Gehörlosen mit der Phylogenese der Menschheit verglichen wird, ist der allgemeine Plan der Unterrichtung klar. Auf keinen Fall kann es sich, so Sicard, um ein Vorgehen wie mit hörenden Kindern handeln. Stattdessen müssen für den Gehörlosen Bedingungen geschaffen werden, die den ontogenetischen Nachvollzug der Phylogenese fördern. Eine zentrale Rolle hat hier wieder die Analogie:

„Ahmen Sie die Natur nach, lassen Sie, in genau der Reihenfolge ihres Entstehens, das Gemälde aller Vorstellungen durchlaufen, die im

Bereich des ungeübtesten Verstandes liegen können, von den ‚wahrnehmbaren‘ Vorstellungen, die die erste und vielleicht einzige Kraftanstrengung sind, derer der einzeln lebende Mensch, bar jeden Kommunikationsmittels, fähig ist, bis hin zu den abstraktesten Vorstellungen, die alle reine Schöpfungen unseres Geistes sind“ (Sicard 1808, Bd. I, 23).

Es gehe also nicht darum, den ungebildeten Gehörlosen einfach eine Sprache (und damit fertig ausdifferenzierte Inhalte) zu lehren; vielmehr solle „ein Verstand erleuchtet [...] werden“ (ebd., 16). Zur Erreichung dieses Ziels will Sicard sei-

nem Schüler zunächst einmal vermitteln, dass es überhaupt eine Zeichenrelation gibt. Dies tut er zuerst mithilfe der Analogie, nämlich Umrisszeichnungen von Gegenständen; sukzessive werden dann die Schriftbilder der entsprechenden französischen Wörter eingeführt und damit eine Zeichenrelation ohne Analogie vermittelt (vgl. Sicard 1799–1800, 6 ff.). Damit ist der Aufbau einer „Nomenklatur“, eines Wortschatzes (aus geschriebenen französischen Wörtern) möglich geworden, und sein Schüler will nun „alles benennen, alles schreiben“ (Sicard 1799–1800, 20).



Foto aus: R. Fischer & H. Lane (Hg.): *Blick zurück*. Hamburg: Signum 1993, 516

◀ *Abbé Sicard mit einigen gehörlosen Schülerinnen und Jean Massieu*

Der weitere Ausbau des Wortschatzes geht so vonstatten, dass alle sichtbaren, unmittelbar vorhandenen Objekte benannt und „analysiert“ werden; der Lehrer folgt seinem Schüler überall hin und macht mit ihm sogar Exkursionen aufs Land (vgl. Sicard 1799–1800, 26 ff.). Das analytisch-synthetische Prinzip, ein Ganzes in Teile zu zerlegen und diese Teile zu einem Ganzen begrifflich zusammenzufassen, wird auch grafisch für den Schüler verdeutlicht:

„[...] alle diese Teile bilden einzelne ‚Ganzheiten‘, alle diese ‚Ganzheiten‘ bilden ein umfassendes Ganzes, das von einer großen Klammer umschlossen wird [...]“ (Sicard 1799–1800, 24).

So wie Sicard den Gehörlosen als ein dem ersten Menschen ähnliches Naturwesen interpretiert, veranschlagt er seine Gebärden(sprache) als ein dem primitiven Entwicklungsstand entsprechendes Kommunikationsmittel. Das Gebärdenwörterbuch für den ‚Taubstummen-

unterricht‘ spiegelt in dieser Sicht den gestischen Sprachursprung der Menschheit (vgl. Fischer 1993, 523). Die Aktionssprache gilt als natürlich und ursprünglich, weil ihre Zeichen einen „tatsächlichen Wert“ haben, d. h. analog sind, nachahmend – lautsprachliche Wörter haben dagegen einen Wert „durch Konvention“ (Sicard 1799–1800, liij). So sei die Aktionssprache von imitierendem Charakter, eine Art Pantomime (vgl. Sicard 1799–1800, xlvijf.). Die Verwendung derartiger Gebärden im Unterricht sei unabdingbar, denn nur die „natürlichen“ Gebärden, die für Lehrer und Schüler gleichermaßen verfügbar sind, machen überhaupt die Aufnahme der Kommunikation möglich. Die Verwendung von Gebärden ist dabei nicht sozialpsychologisch motiviert, sondern erklärt sich aus der Annahme, nur Zeichen, die dem Entwicklungsstand des Gehörlosen angepasst seien, könnten überhaupt einen Fortschritt ermöglichen.

Erscheint die Aktionssprache hier als minderwertig gegenüber der Lautsprache, so betont Sicard an anderer Stelle, dass sie in gewisser Hinsicht der Lautsprache im Gegenteil überlegen sei („wahrhaftiger, reicher, getreuer nachahmend“, Sicard 1799–1800, liij). Dies ist kein ästhetisches Argument, sondern ein erkenntnistheoretisch motiviertes. Sicard übernimmt sogar die Auffassung Condillacs von 1775, dass die Aktionssprache entwicklungsfähig sei in einem Grad, dass sie funktionsmäßig der Lautsprache gleichkomme oder sie sogar überflüge. Nur sei dies deshalb keine Realität, weil die Gehörlosen verstreut und vereinzelt aufwüchsen, anstatt ein „Volk“, eine Gemeinschaft zu bilden (Sicard 1799–1800, xlix ff.).

►
 Titelblatt der Ab-
 handlung über
 den Ursprung der
 Sprache von
 Johann Gottfried
 Herder

18

DZ 87 11

Über die Gesten, die in der Anfangsphase des Unterrichts zu verwenden seien, gibt die „Théorie des signes“ von 1808 Auskunft. Da der zugrunde gelegten sensualistischen Theorie zufolge das damals verwendete Französisch das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung von Sprache und Denken ist, muß der ‚primitive‘ gehörlose Schüler über einen Umweg dahin geführt werden, der seinen Fähigkeiten angepasst ist: Es sei auszugehen von gebärdeten Einzelzeichen für „Einzelideen“; zunehmend schreite der Unterricht fort zu immer komplexeren, „zusammengesetzten“ Vorstellungen und ihren Zeichen.

„Daher wird jedes Wort gewissermaßen in Szene gesetzt, und man wird sehen, dass ich, statt es zu definieren, immer so viele Personen vorgebe, wie nötig sind, um seinen Gebrauch zu zeigen“ (Sicard 1808, Bd. I, lvj).

Das Beispiel „Brot“ verdeutlicht, wie solche gebärdeten Szenen aussehen können. Der Gebrauch von angeblich ursprünglichen, „natürlich“ genannten Gebärden gestattet die visualisierte Zerlegung von Inhalten, wie sie in (französischen) Wörtern gebündelt sind. Sie werden (ggf. von mehreren Personen) szenisch vorgespielt, statt innerhalb einer Äußerung mit Kommunikationsabsicht zu funktionieren. Sie dienen also dem Verstehen und Entwickeln von Begriffen, nicht primär der Kommunikation:

„Die Gebärde BROT besteht darin, daß man zunächst die Art, es herzustellen, vorspielt, und dafür tut man so, als ob man nach Art der Bäcker Mehl in Wasser verrühre; man spielt die Handlung vor, wie man den Teig, den man scheinbar wie ein Brot geformt hat, auf die Schaufel legt; man imitiert denjenigen, der sie in den Ofen schiebt; man gibt sich den An-

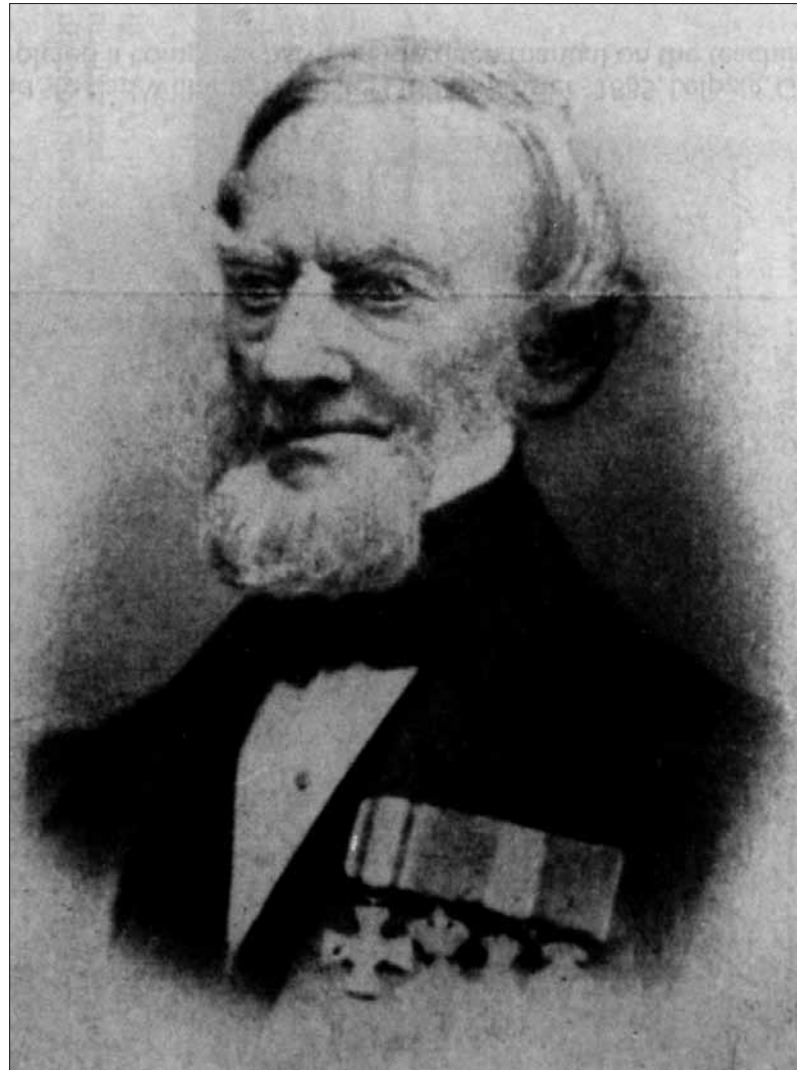


schein, als zöge man das Brot wieder heraus, schneide es und ernähre sich damit“ (Sicard 1808, Bd. I, 27).

Kruse und der Sprachursprung

Kruse (1827) rezipiert die weit fortgeschrittene Diskussion in Frankreich, die auf weite Teile Europas ausstrahlte, nicht direkt. Das heiß debattierte Thema des Sprachursprungs war in Preußen zunächst losgelöst von der ‚Taubstummenbildung‘ aufgegriffen worden. Eine Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften führte z. B. 1770 dazu, dass der deutsche Philosoph Herder für seinen Beitrag zum Sprachursprung (1772), der von lautlicher Nachahmung seinen Ausgang nimmt, ausgezeichnet wurde. Er vertritt darin die Ansicht, Sprache sei Menschen-, nicht Gotteswerk – sein Reflexionsgegenstand ist die Laut-, nicht die Gebärdensprache. An dieser Konstellation reibt sich Kruse, der junge gehörlose Privatgelehrte in Altona, bei seinem Entwurf für eine „Theorie der Pantomime“ (Kruse 1827, V) und veröffentlicht ein halbes Jahrhundert nach Herder einen Gegenentwurf. Zentral bleibt das Problem der Nachahmung, also erneut: der Analogie, und Kruse entschließt sich, den göttlichen Ursprung der Lautsprache und den denkbaren menschlichen Ursprung der Gebärdensprache zu behaupten.

Auch Kruse kann sich die menschliche Erschaffung von abbildenden Zeichen sehr gut vorstellen, als Ergebnis einer sinnlichen Befähigung. Anders als bei Herder können das für Kruse jedoch nicht lautlich abbildende Zeichen sein, sondern gestisch abbildende, denn diese haben eine weit größere Eignung dafür. Eine willkürliche, d. h. nicht-nachahmende Spra-



◀
Otto Friedrich
Kruse (1801–1880)

DZ 87 11 19

Foto aus: R. Fischer & H. Lane (Hg.): *Blick zurück*. Hamburg: Signum 1993, 149

che, also ‚die‘ Lautsprache, könne sich daraus aber nicht entwickeln, und der Mensch sei auch nicht in der Lage, derartiges absichtlich zu erschaffen. Somit ist für Kruse, anders als für Herder, Lautsprache zwangsläufig „nicht menschlichen Ursprungs“. Man solle sich zwar nicht „Gott selbst [als] Lehrmeister der Sprache“ denken, trotzdem müsse die Sprache von ihm „her-

rühren“ (1827, 10) – Kruse will diesbezüglich nicht in Einzelheiten gehen. Zur Klärung dieses Aspektes seien nicht nur „sogenannte psychologische Beweisgründe“ vonnöten, „theologische Gründe“ müssen ergänzend dazutreten, hilfreich wären somit „philosophische Theologen“ (1827, 6).

Im Einzelnen geht Kruse von der Grundidee aus, es gebe eine

► Artikulations-
unterricht
(L. Sabatier, 1901)

20

DZ 87 11

„unbegrenzte Perfectibilität unserer Geisteskraft – einer unserer herrlichsten Vorzüge vor den übrigen irdischen Lebendigen –; und jeder, auch nur unbedeutende Fortschritt unserer Aufklärung ist eine Annäherung an idealische Vollkommenheit unserer ursprünglichen Natur“ (1827, 1). Phylogenese gestalte sich wie Ontogenese (vgl. 1827, 15 f.): Durch die sinnliche Wahrnehmung von Unterschieden geschehen „Sonderungen“; die Wahrnehmung (d. h. Anschauung) von Analogie führe zur Ausbildung zuerst von „gemeinsame[n] Vorstellungen, ehe es zu den individuellen übergeht“ (1827, 18).

Zunächst ohne Zeichen, aber mit „Leidenschaften“, entwickle sich insbesondere der Gesichtssinn. Es gebe eine immer deutlichere Wahrnehmung von Unterschieden, „hier erst hebt natürlich die Erfindung von Sprache an“ – aber: Diese Zeichen müssen „Zeichensprache“ sein (1827, 20). Wie das Beispiel der Taubstummen und der Anfänge ihrer Unterrichtung zeige, helfen „willkürliche Zeichen oder sogenannte Worte“ wenig (1827, 21). Basis der Sprachentstehung seien also notwendigerweise zuerst „natürliche Zeichen“, bei deren Erfindung der Mensch das „dunkle Bewußtseyn des ihm von der allgütigen Hand des Schöpfers beigelegten Bandes zwischen den Vorstellungen und den Zeichen“ habe (1827, 21).

Diese natürlichen Zeichen können durchaus auch lautlicher Natur sein (vgl. 1827, 22 f.), inakzeptabel aber sei Herders Behauptung, „daß der Sinn des Gehörs ausschließlich der Lehrmeister zur Sprache sey“ (1827, 23): Das „Beispiel mancher Taubstummen, die von sich selbst Sprache erfunden haben“ (1827,



Foto aus: R. Fischer & T. Vollhaber (Hg.), Collage, Hamburg: Signum 1996, 262.

24), widerlege die irrige Annahme ebenso wie die „Erfahrungsseelenlehre“, derzufolge kleine Kinder zunächst stark fühlen und erst zuletzt der Hörsinn „rege“ werde (1827, 25). Kruse fordert daher, dass es Kindern erlaubt sein müsse, viel zu sehen (vgl. 1827, 26 f.). In der Phylogenese hätten die Menschen sich somit eher der „Pantomimesprache“ „in die Arme geworfen“, zumal das Beispiel der Zeichen der Taubstummen die Eignung auch für Abstraktes zeige (1827, 32).

Im Unterschied dazu bezweifelt Kruse, dass der Mensch fähig sei, willkürliche Zeichen zu erfinden (vgl. 1827, 34 ff.). Sprache, und damit ist plötzlich nur noch die „Tonsprache“ oder „Wortsprache“ gemeint, könne folglich nicht erfunden worden sein. Herder bleibe den Beweis schuldig, „wie der Mensch von sich selbst je habe darauf verfallen können, seinen natürlichen Zeichen die Form der Worte zu geben“ (1827, 34). Es scheint, als trenne eine Kluft die natürlichen von den willkürlichen Zeichen:

„Worte sind daher von allen natürlichen Tönen und Bewegungen und Gefühlen unabhängige, willkürliche Zeichen. Eine andere Bewandniß hat es mit den Zeichen der Taubstummen. Sie sind theils concrete, (sinnliche) theils aber auch abstrakte“ (1827, 36).

Für Kruse werden (anders als für Herder) nachahmende (gestische oder lautliche) Zeichen nicht zu willkürlichen Zeichen:

„Denn die Zeichen der Taubstummen sind eigentlich noch immer eine Art von Copie des Originals, aber nicht so die Worte, so weit ich sie mit den mir bekannten animalischen Lauten vergleichen kann“ (1827, 37).

Ein gestischer Zeichenbestand hätte im Laufe der phylogenetischen Sprachentwicklung zwar perfektioniert werden, nicht jedoch in die lautliche Modalität münden können.

„Welcher Gegner will mir hier nicht vollends einräumen, daß der Mensch, sich selbst überlassen, nicht umhin könnte, auf die Gebärden-sprache, geschweige auf die Wort-sprache zu verfallen?“ (1827, 49). Folglich sei „ausgemacht“, dass die „Tonsprache“ nicht menschlichen Ursprungs sei (1827, 50).

Kruse ergreift hier mit aller Deutlichkeit Position in einer Teilthematik, die bis heute ein zentrales Problem in Sprachursprungsszenarien darstellt, gerade weil sie kaum explizit gemacht wird. Aus evolutionärer Sicht spricht sehr vieles für die Annahme eines gestischen, nicht eines lautlichen Ursprungs von Sprache. Dieses große Erklärungspotenzial steht jedoch quer zu der Tatsache, dass die meisten Menschen keine Gebärden-, sondern eine Lautsprache als Basissprache verwenden. Wie also kann man von ei-

nem überzeugenden gestischen Ursprungsszenario zur faktischen Realität gelangen? Kruse gibt hierauf eine klare Antwort, die nicht jeden überzeugen mag, die jedoch expliziter ist als viele andere Entwürfe. Condillac (1775/1947) z. B. ging nach den Ausführungen zum Potenzial der Aktionssprache schlicht zu den Entwicklungsperspektiven von Lautsprache über; Arbib (2005, 36, 40, 44) notiert als Phasensequenz „protosign“ vor „protospeech“, ohne den damit verbundenen Modalitätswechsel näher zu beschreiben.

Wie also kann man für den gestischen Sprachursprung argumentieren und dennoch den mehrheitlichen Wechsel zur Lautsprache in das Szenario einbeziehen? Anregende Überlegungen haben hierzu Goldin-Meadow und McNeill (2000) angestellt, in denen es um die Verteilung mimetischer und segmentierend-kategorisierender Stärken in der gestischen und in der lautlichen Modalität geht. Beide Modalitäten können beides, allerdings mit unterschiedlicher Ausprägung. Die Fragestellung berührt auch die Unterschiede der Modi des Sagens und des Zeigens, die die Gebärden- und die Lautsprachen in sich vereinigen. Sprach- und kulturkritische Überlegungen lassen sich hier anschließen: Trotz eines möglicherweise gestischen Sprachursprungs hat sich die lautliche als diejenige Sprachmodalität mehrheitlich durchgesetzt, die über ihre segmentierende Kategorisierungsleistung den größten Zugriff (gedanklich und faktisch konkret) auf die Welt ermöglichte. Die Frage, die Burling (2005, 210) der Gattung des „talking ape“ stellt: „What has language done to us?“, ist durchaus doppelbödig.

Fazit und Ausblick

Der vorliegende Beitrag hat Ausschnitte aus der geistesgeschichtlichen Diskussion um das gestische Szenario des Sprachursprungs vorgestellt. In den hier einbezogenen Texten geht es um die Möglichkeit, ausgehend vom sensualistischen Entwicklungsprinzip eine entstehende Sprache als gestisch zu denken und zu begründen – als Ursprungssprache aller Menschen, mit dem Potenzial vollwertiger Ausdifferenzierung.

Gehörlose sind in diesen Texten Demonstrations- und Reflexionsobjekt, aber auch selbstständige Zeugen, Sachverständige eigener Autorität.

Als zentrale Frage erweist sich der Aspekt der Nachahmung, der Analogie, der Mimesis: In der Entwicklungsperspektive kann ein menschengemachter Ursprung von Zeichen nicht anders als gestisch nachahmend gedacht werden – mit der positiven Folge, dass eine widerspruchsfreie Konzeption von Sprach- und Denkentwicklung möglich ist.

Am Ende des 19. Jahrhunderts wird dann explizit der Vergleich geäußert werden, Gebärdensprache sei eine „Affensprache“, und das hat trotz der inzwischen erfolgten Darwinschen Revolution nichts mehr mit Sprachentstehung zu tun. Der gehörlose Dichter Eugen Sutermeister berichtet davon (Sutermeister 1897, 186) und engagiert sich „[w]ider die Gebärdensprache“ (ebd., Titel). Zu Sutermeisters Zeit ist der Diskurs des 18. Jahrhunderts über Gebärdensprache und die Anfänge von ‚Taubstummenbildung‘, von Sprache und Denken abgelöst worden durch einen anderen. Nicht mehr um kognitive und entwicklungsdynamische Fra-

gen geht es, sondern um Moral, Zucht und Ordnung. Die Innenperspektive ist abgelöst durch das äußere Erscheinungsbild des Vernünftigen und des Anständigen. Aus dem Diskurs der Gedankenexperimente, mit seinen spezifischen Chancen und eigenen Abgründen, ist jener andere Ausgrenzungsdiskurs geworden, in dem die nach außen sichtbare Zugehörigkeit zum Kreis der Menschen (wie das Artikulieren von Lautsprache) über kognitive oder andere Eigenwerte triumphiert.

Der Terminus „Affensprache“ kann seine abwertende Wucht nur deshalb entfalten, weil er sich eines etablierten Konstrukts bedient, in dessen Kern die Abwertung des Tieres steht. Das „Tierkonstrukt“ als Mittel ausgrenzenden Diskurses (vgl. Paul 2003) gab es natürlich bereits im 18. Jahrhundert: So war der ungebildete Gehörlose, dem es angeblich sogar an funktionierenden Instinkten mangelte, für Sicard weniger als ein Tier, erst durch den Unterricht vermochte er zur ‚Würde des ‚sprechenden‘ Menschen‘ aufzusteigen (Sicard 1799–1800, 26). Scheinbar unvermittelt wird mitten in der aufgeklärten Diskussion um einen gestischen Sprachursprung der Blick damit auf eine ‚dunkle‘ Seite gelenkt, auf Ausgrenzung per Sprache. Die historischen wie auch die aktuellen Texte zum Sprachursprung schweben geradezu über dem Abgrund des Nichtmenschlichen, und das heißt stets: des Ausgestoßenen. Vollzogen wird der Ausschluss seit Jahrhunderten immer wieder aufs Neue in den Texten.

Die Einzelheiten dieser Ausgrenzungsdiskurse bleiben zu erarbeiten – gerade auch für die heutigen Szenarien gestischer oder lautlicher Sprachursprünge.

Literatur

- Arbib, Michael (2005): „The mirror system hypothesis: How did protolanguage evolve?“. In: Maggie Tallerman (Hg.): *Language origins. Perspectives on evolution*. Oxford, 21–47.
- Armstrong, David & Sherman Wilcox (2003): „Origins of Sign Languages“. In: *Oxford Handbook of Deaf Studies, Language, and Education*. Oxford etc., 305–318.
- Burling, Robbins (2005): *The talking ape. How language evolved*. Oxford.
- Condillac, Étienne Bonnot de (1746/1947): „Essai sur l'origine des connaissances humaines“. In: *Oeuvres philosophiques de Condillac*. Hrsg. von Georges Le Roy. Bd. 1. Paris, 1–118.
- Condillac, Étienne Bonnot de (1775/1947): „Grammaire“. In: *Oeuvres philosophiques de Condillac*. Hrsg. von Georges Le Roy. Bd. 1. Paris, 425–513.
- Diderot, Denis (1751/1978): „Lettre sur les sourds et muets à l'usage de ceux qui entendent et qui parlent. Texte établi et présenté par J. Chouillet. In: *Oeuvres complètes*. Ed. critique et annotée présentée par J. Varloot et al. Bd. IV. Paris.
- Fischer, Renate (1990): „Sign Language and French Enlightenment. Diderot's ‚Lettre sur les sourds et muets‘. In: Siegmund Prillwitz & Tomas Vollhaber (Hg.): *Current Trends in European Sign Language Research*. Hamburg, 35–58.
- Fischer, Renate (1993): „Aktionssprache“. In: Renate Fischer & Harlan Lane (Hg.): *Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen*. Hamburg, 505–536.
- Fischer, Renate & Simon Kollien (2009): „Constructed Action und Mundgestik in DGS: Lautmalerei und synästhetische Symbolisierungsverfahren“. In: *Das Zeichen* 83, 464–478.
- Goldin-Meadow, Susan & David McNeill (2000): „The role of gesture and mimetic representation in making language the province of speech“. In: Michael Corballis & Stephen Lea (Hg.): *The descent of mind. Psychological perspectives on hominid evolution*. Oxford, 155–172.
- Herder, Johann Gottfried (1772): *Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat*. Berlin.
- Konzelmann, Ellen (2009): *Otto F. Kruses Auffassung(en) von Gebärdensprache*. Universität Hamburg [Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des akademischen Grades eines Magister Artium der Universität Hamburg; unveröff.].
- Kruse, Otto F. (1827): *Freimüthige Bemerkungen über den Ursprung der Sprache, oder: Beweis, daß die Sprache nicht menschlichen Ursprungs sey. Entworfen von O.F. Kruse, privatisirendem Taubstummlehrer*. Altona: Hammerich.
- LeBaron, Curtis & Jürgen Streeck (2000): „Gestures, knowledge, and the world“. In: David McNeill (Hg.): *Language and Gesture*. Cambridge, 118–138.
- Paul, Jobst (2003): *Das „Tier“-Konstrukt als Grundprinzip in Ausgrenzungsdiskursen. Eine diskursanalytische Studie*. Universität Duisburg-Essen [Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie].
- Richerson, Peter & Robert Boyd (2010): „Why possibly language evolved“. In: *Biolinguistics* 4/2–3, 289–306.
- Sicard, R.-A.-C. (1799–1800; an VIII): *Cours d'instruction d'un sourd-muet de naissance, pour servir à l'éducation des sourds-muets, et qui peut être utile à celle de ceux qui entendent et qui parlent*. Paris.
- Sicard, R.-A.-C. (1808): *Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets, dédiée à S.M. l'Empereur et Roi. Suivie d'une notice sur l'enfance de Massieu*. 2 Bd. Paris.
- Sutermeister, Eugen (1897): „Wider die Gebärdensprache“. In: *Blätter für Taubstummensprache* 10, 183–187.



Prof. Dr. Renate Fischer
 Institut für Deutsche Gebärdensprache, Universität Hamburg

E-Mail: Renate.Fischer@sign-lang.uni-hamburg.de